

Leseprobe aus:

Waldemar Paulsen

Meine Davidwache



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

KINDHEIT HINTERM DEICH

FRIEDRICHSKOOG, eine 2500-Einwohner-Gemeinde im Südwesten des Landkreises Dithmarschen in Schleswig-Holstein – das war der Ort, an dem ich meine Kindheit und Jugend verlebte. Die fünfziger und sechziger Jahre prägten mich: Es war die Zeit des Wirtschaftswunders. Geboren 1947 in Kiel, war ich ein Opfer der Nachkriegswirren: Meine Mutter, eine Kriegswitwe, gab mich zur Adoption frei, sodass ich bei meinen Adoptiveltern in der Marschlandschaft Süddithmarschens aufwuchs.

In Friedrichskoog gab es kleinere Handwerksbetriebe, prägend waren die Landwirtschaft und vor allem der Fischfang. Im Hafen lagen seinerzeit etwa achtzig Kutter, die hauptsächlich Plattfische und Garnelen fingen. Wir waren das, was man heute typische Landeier nennen würde: Wir spielten Cowboy und Indianer am Nordseedeich, waren viel an der frischen Luft und träumten von dem, was wir uns unter Stadtleben vorstellten.

Heute würde man unsere damalige Welt als heil und idyllisch bezeichnen. Wir wuchsen wohlbehütet auf, weil es keine Verführer gab wie in den Großstädten: keinen Rock 'n' Roll, kaum Kneipen, Tanzbars, Kinos. Und deshalb empfanden wir Kinder diese Idylle hinterm Deich auch als langweilig.

Die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung im Dorf waren stark eingeschränkt. Viele meiner Freunde waren gute Sportler, spielten Fußball, vor allem nachdem Deutschland 1954 Weltmeister geworden war und der Rasensport unter den Jungen sehr populär wurde. Doch ich hatte dazu wenig Lust, früh merkte ich, dass ich zum Leistungssportler nicht geboren war.

Wir hatten zu Hause keinen eigenen Fernseher. Bei einem Schulfreund, er heißt Wolfgang Preiß und betreibt heute noch

das Friseurgeschäft seiner Eltern, gab es immerhin einen Schwarz-Weiß-Fernseher, eines dieser ersten Röhrengeräte – die Familie galt im Dorf als wohlhabend. Wenn Wolfgang ankündigte: «Es gibt am Sonntagnachmittag ‹Fury› im Fernsehen, kommst du vorbei?», hielt mich nichts mehr zu Hause. Echte Renner waren auch Francis-Durbridge-Krimis wie «Tim Frazer». Doch in der Regel wurde für Teenager im damaligen Fernsehen wenig geboten: langweilige Quizsendungen oder Nachrichten. Und so hörte ich mit Begeisterung Kriminalhörspiele im Radio und entwickelte mich zur Leseratte.

Wenn ich in dieser Zeit ins Bett geschickt wurde, hieß es von meiner Mutter zumeist streng: «In zehn Minuten machst du das Licht aus! Keine Widerrede!», denn ich sollte ja am nächsten Morgen ausgeschlafen zur Schule gehen. Doch das beherzigte ich so gut wie nie, zog mir vielmehr die Bettdecke über den Kopf und las mit der Taschenlampe meine Karl-May-Bücher, bis mir vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Neugierig machte mich auch die Tagespresse, ich verschlang sie wissbegierig. Sehr gut erinnere ich mich, als ich 1957 in der Zeitung vom Untergang des Segelschulschiffes Pamir las, damals war ich zehn. Das war bundesweit eine große Geschichte, die natürlich in den küstennahen Regionen für noch größere Aufregung sorgte, schließlich fuhren viele Familienangehörige von Dorfbewohnern zur See. Die Zeilen und Fotos sehe ich immer noch vor mir.

In den frühen sechziger Jahren, der Beatles-Rausch hatte auch unser Dorf erreicht, zog ich mit meinem Kofferradio in der Hand zusammen mit Freunden durchs Dorf in Richtung Hafen. Es gab eine alte Kneipe, in der eine uralte Gastwirtin mit Kittelschürze hinter dem Tresen saß, wir nannten sie Tante Anna. Sie war seit Jahren verwitwet, ihr Mann war lange zur See gefahren. Tante

Anna schenkte Astra-Bier in Flaschen aus und beobachtete aufmerksam die Gäste.

Einmal sah ich, wie der sturzbetrunkene Fischerssohn Hermann den Kronkorken einer Astra-Knolle mit den Schneidezähnen vom Flaschenhals reißen wollte. Es gelang ihm tatsächlich. Er spuckte den Korken aus, und dieser fiel vor ihm auf den Fußboden, dahinter noch ein kleines gelbliches Teil. Es war einer der vorderen, oberen Schneidezähne, der glatt abgebrochen war. Hermann lachte und riss den Mund dabei weit auf. Die Zahn-
lücke war so groß, dass er durch sie einen Pfeifenstiel hätte schieben können.

Tante Anna fand das gar nicht lustig, erhob sich von ihrem Stuhl hinter dem Tresen, stapfte, die Arme in die Hüfte gestemmt, auf ihn zu und beschimpfte ihn: «Du hast sie doch nicht mehr alle beisammen, du oller Suffkopp, so eine Sauerei! Du gehst mal schön nach Hause und lass dich hier nur nicht wieder blicken!»

Hermann verließ kommentarlos die Kneipe, gesenkten Hauptes und mit wankendem Schritt. Zu zahlen brauchte er nicht mehr, Tante Anna kassierte immer sofort die Flaschen, sie kosteten eine Mark. Einige Wochen ließ sich Hermann in der Kneipe nicht mehr sehen. Für mehrere Tage war das unser Dorfgespräch, mehr passierte hinterm Deich nicht.

Wollte man als Jugendlicher etwas wirklich Spannendes unternehmen, musste man sich jemanden suchen, der ein Auto hatte, und dann kilometerweit fahren. Die nächsten Städte waren Brunsbüttel, Itzehoe und Rendsburg. Doch in Wahrheit waren auch das Provinznester.

Wir hatten Sehnsucht nach der großen weiten Welt. Wir wollten Mädchen kennenlernen, die wie Marilyn Monroe oder Anita Ekberg aussahen, wollten Rock 'n' Roll tanzen und Konzerte besuchen. Bei uns im Dorf gab es zwei unter den gleichaltrigen Mädchen, die ich gern zur Freundin gehabt hätte. Sie hie-

ßen Anke und Birgit, sahen nicht ganz so aus wie Marilyn Monroe oder Anita Ekberg, kamen in meiner Phantasie meinen Kino-Idealen aber schon ziemlich nahe. Doch leider glich meine Zuneigung zu den beiden einer Einbahnstraße, sodass ich mit meinen Sehnsüchten allein blieb. So testeten wir Jungs unsere Grenzen aus, indem wir Äpfel in Nachbars Garten klauten.

Nein, das war nicht meine Welt. Ich nahm wahr, dass man im Dorf auf Schritt und Tritt beobachtet wurde. Über Jahrzehnte heirateten die Bewohner den Partner aus der Nachbarschaft, zwei oder drei Häuser entfernt. Ich befürchtete, in der Provinzialität zu versauern. Ich spürte einen ungestillten Hunger und eine Neugier auf die Welt da draußen. Was nicht bedeutete, dass ich die behütete Umgebung im Schutz der Deiche nicht liebte. Sehr wohl konnte ich mir vorstellen, eines Tages hierhin zurückzukehren, denn ich fühlte mich am Wasser wohl und hatte ein vertrautes Gefühl zu unserem Dorf.

1966 schloss ich 19-jährig eine kaufmännische Lehre zum Buchhalter in einer Mercedes-Benz-Niederlassung in Heide ab. Ich träumte von einer Karriere in einer neu gegründeten Mercedes-Niederlassung in Argentinien, wo mich der kaufmännische Bereich reizte, auch wenn ich kein Spanisch sprach. Doch es bahnte sich eine Karriere in der Provinz an, bis ich ein Schreiben von der Bundeswehr bekam – die Einladung zur Musterung. Zwar bot sich mir hier erstmals die Chance, andere Regionen Deutschlands kennenzulernen, doch ich hatte kein gutes Gefühl dabei. Einundzwanzig Jahre nach Kriegsende war mir die Institution noch immer zu autoritär, zu preußisch und noch nicht so demokratisch, wie sie heute ist. Es gab nur Befehl und Gehorsam.

So entschied ich mich, für zwei Jahre als Polizist zu arbeiten, weil diese Zeit als Wehrdienstersatz angerechnet werden würde

und ich anschließend sofort wieder in meinem alten Beruf tätig sein könnte.

Der Einstellungstest bei der Hamburger Polizei verlief positiv. Hamburg hatte ich als Kind kennengelernt, im Stadtteil Barmbek wohnten die Eltern meines Adoptivvaters, meine Großeltern also, wo ich häufig zu Besuch war. Hamburg war zwar nicht Buenos Aires, doch mich reizte die größte Hafenstadt Deutschlands sehr.

ALS NACHWUCHSPOLIZIST IN HAMBURG

AM 4. April 1966 begann ich meinen Dienst bei der Polizei. Wir Neulinge waren drei Lehreinheiten – Klassen – zugeordnet, jede Einheit war dreißig Mann stark. In meiner Klasse waren die einzigen sechs Frauen unseres Einstellungsjahrganges – ein Novum: Bis zu diesem Zeitpunkt gab es ausschließlich männliche Polizisten. Die Frauen wurden für den Dienstzweig «Weibliche Schutzpolizei» ausgebildet, ohne jedoch Waffenträgerinnen zu sein. Sie hatten sich ausschließlich um Kinder und Jugendliche zu kümmern. Ich war froh, nicht allein unter Kerlen zu sein, das lockerte die Stimmung auf. Natürlich begutachteten wir die Frauen ausgiebig, fanden aber schnell heraus, dass der Flirtfaktor nicht sonderlich hoch war. Sie waren weit über dreißig und für uns damit alte Schachteln.

Mein Opa, bei dem ich in Hamburg-Barmbek zunächst untergekommen war, fuhr mich am Einstellungstag mit seiner Vespa nach Hamburg-Alsterdorf in die Carl-Cohn-Straße 39, dort befand sich die Polizeischule. In der Tasche hatte ich meinen Kaufmannsgehilfenbrief von Mercedes-Benz. Mit meinem Koffer in der Hand meldete ich mich schüchtern beim Torposten.

«Guten Morgen, ich heiße Waldemar Paulsen und fange heute meine Ausbildung bei der Polizei an», spulte ich brav herunter und handigte ihm mein Einladungsschreiben zum Polizeianwärter aus. Ein paar Schritte nach links um die Ecke, und ich war in meiner Unterkunft, wo sich heute das Kriminalmuseum befindet.

Das Gebäude ist dreistöckig wie die anderen beiden auf dem Gelände. Im Parterre und in den beiden Obergeschossen befanden sich die Unterkünfte der Lehreinheiten. Meine Lehreinheit war in der zweiten Etage einquartiert. Die Stuben hatten

unterschiedliche Größen und waren für zwei, drei oder vier Personen gedacht. Es handelte sich um typische Wehrmachtsunterkünfte, wie sie in den dreißiger Jahren gebaut wurden: einfach, unpersönlich, zweckorientiert. Von Wohnqualität keine Spur. Im Dachgeschoss waren Teile der Waffenkammer untergebracht.

Wir teilten uns zu dritt ein Zimmer. Bereits nach kurzer Zeit sagte einer: «Paulsen? Für uns bist du Pauli.»

Ich hatte einen neuen Spitznamen, bis heute bin ich ihn nicht losgeworden. Ehrlich gesagt, gefällt er mir auch ganz gut – besser als Waldi, Paulus oder andere Abwandlungen meines Namens. Und ich mochte Pauli auch lieber als Rotfuchs, wie ich später auf dem Kiez genannt wurde, in Anspielung auf meine rotblonden Haare. Vermutlich war mit Pauli mein Schicksal vorgezeichnet: Ich konnte nur in einem einzigen Hamburger Stadtteil landen – alles andere hätte keinen Sinn ergeben.

Zu einer ersten Herausforderung wurde für mich ein Besuch in der Pathologie des Instituts für Rechtsmedizin. Der Sektionssaal hatte Ähnlichkeit mit einem Operationssaal in Krankenhäusern. Der Fußboden und die Wände waren weiß gefliest, von der Decke leuchteten helle Neonröhren den Raum aus. Die Sektionstische waren aus Edelstahl und höher als normale Tische, sodass der Pathologe und seine Mitarbeiter bequem im Stehen daran arbeiten konnten. Man hatte uns geraten, ein mit Aftershave oder Parfüm getränktes Taschentuch unter die Nase zu halten, um zu verhindern, dass uns übel wurde. Trotzdem war der Leichengeruch überall, er setzte sich in Haaren, Mund und Nase fest.

«Meine Damen und Herren», mahnte der Pathologe, «aus Pietätsgründen bitte ich Sie, während der Sektion keine Witze oder anzügliche Bemerkungen zu machen.»

Wir waren jung, die Atmosphäre war irgendwie gespenstisch.

In solchen Situationen lässt sich mit Humor mitunter Angst oder Unsicherheit überspielen. Doch wir hielten uns zurück und verfolgten mit Schauder die Arbeit des Pathologen.

Die Leiche auf dem Obduktionstisch war männlich und im Alter von siebenundsechzig Jahren verstorben. Als man ihn fand, ließ sich kein zuständiger Hausarzt ermitteln. Kein Mediziner war bereit, einen Totenschein auszustellen und damit zu bescheinigen, dass der Mann eines natürlichen Todes gestorben war.

Der Pathologe machte mit seinem Skalpell zuerst den Y-Schnitt. Zwei Schnitte führten von den Schlüsselbeinen bis zum Brustbein und von dort senkrecht hinab zum Schambein. Dann wurde der Brustkorb aufgeklappt, mit einer Zange wurden die Rippen durchtrennt und anschließend die Organe aus der Brust- und Bauchhöhle entnommen. Herz, Lunge und Magen wurden dann zur Feststellung der Todesursache von dem Rechtsmediziner begutachtet.

«Ich lege jetzt die Schädeldecke frei ...», kündigte der Pathologe an und durchtrennte mit einem kleinen elektrischen Winkelschleifer, einer sogenannten Flex, die Kopfhaut im Halbkreis von einer Stirnseite über den Hinterkopf zur anderen Stirnseite. Nun zog er die Haare des Hinterkopfes in Richtung Gesicht und trennte somit Haar und Haut vom Schädel. In etwa so müssen die Indianer ihre Opfer skalpiert haben. Das Haar samt Haut überdeckte nun das Gesicht der Leiche.

Der Rechtsmediziner griff erneut zum Winkelschleifer und trennte die Schädeldecke vom Rest des Kopfes. Das Gehirn lag jetzt frei und wurde von dem Pathologen untersucht. Es war eine Grenzerfahrung, die mir das Blut in den Adern gefrieren ließ. Mit kalter Mechanik wurde hier ein Mensch, der vermutlich noch vor wenigen Tagen mitten im Leben gestanden hatte, in seine Einzelteile zerlegt. Ich hatte ein beklemmendes Gefühl.

Der Tod war in jeder Ecke des Raumes gegenwärtig. Besonders schlimm waren die sich überlagernden Gerüche. Kurz vor seinem Tod hatte der Verstorbene offensichtlich Erbsensuppe gegessen – der Geruch mischte sich mit dem verdorbenen Fleisches, einer undefinierbaren süßlichen Note und dem Gestank nach septischen Lösungsmitteln. Ich habe diese Gerüche bis heute nicht vergessen.

Niemand sprach, lediglich die routinierte Arbeit des Pathologen sowie das Krachen, Sägen und Fiepen seiner Arbeitsgeräte erfüllten den Raum. Für die meisten von uns angehenden Polizisten war das die erste Begegnung mit dem Tod. Und darin lag auch der Sinn der Veranstaltung: Ziel war es, uns mit dem Tod zu konfrontieren, damit sich bei uns einmal so etwas wie Routine im Umgang mit Leichen einstellen konnte.

Die Sektion ergab, dass der Mann an einem Herzinfarkt gestorben war. Doch als das verkündet wurde, hatte bereits ein Drittel unseres Lehrganges den Raum verlassen. In späteren Jahren bemerkte ich, dass viele Kollegen der Leichen- und Vermissten-Dienststelle Trinker waren.

Wir Lehrgangsteilnehmer waren ein buntgemischter Haufen, mit ganz unterschiedlichen Ambitionen. Meine zwei Zimmergenossen gaben schnell auf, kündigten.

Horst, ein Polizeianwärter von überdurchschnittlicher Intelligenz, fiel mir auf, weil er ständig meckerte: «Ist doch alles scheiße, was machen wir hier eigentlich? Wir sind doch nur die Erfüllungsgehilfen für die machthungrigen Politiker! Uns fragt eh keiner, ob wir mit den Maßnahmen einverstanden sind, wir haben nur wie Marionetten zu reagieren!»

Später absolvierte er einen Kriminalbeamtenanwärter-Lehrgang, brach ab und ging zurück zur Schutzpolizei. Eines Morgens hörte ich, dass er am Tag zuvor festgenommen worden war,

weil er in Hamburg-Dehnhaiide eine Sparkasse überfallen hatte. Er wurde zu fünf Jahren Freiheitsstrafe verurteilt, lebte nach seiner Haftentlassung einige Jahre im St.-Pauli-Milieu, bis er starb. Manchmal sind die Grenzen zwischen Gesetzeshütern und -brechern fließend.

1967 wurde ich zum Wachtmeister ernannt und wechselte auf die gegenüberliegende Straßenseite des Komplexes in Hamburg-Alsterdorf. Dort, auf dem Gelände der Hindenburgstraße, waren die Bereitschaftspolizei, mein neuer Arbeitgeber, und später das Mobile Einsatzkommando untergebracht. Die Bereitschaftspolizei ist der Landespolizei unterstellt, fungiert aber als Großverband beinahe schon militärisch und ist stets bei sogenannten Großlagen gefragt – Krawallen, Protesten, Massenaufmärschen. Und solche Ereignisse gab es damals viele, denn es war die Geburtsstunde der APO, der Außerparlamentarischen Opposition. Der alte Obrigkeitsstaat, geprägt durch die Erfahrungen der Kriegsniederlage und des Kalten Krieges, begann sich zu verändern. In der Bevölkerung gab es nicht wenige, die den Staatsapparat als autoritär empfanden. Vor allem Intellektuelle. Als im Juni 1967 bei einer Großdemonstration in Berlin der Student Benno Ohnesorg mit einem Schuss in den Hinterkopf vom Kriminalbeamten Karl-Heinz Kurras getötet wurde, war das wie eine Initialzündung für die kommenden Unruhen. Die Radikalisierung und zunehmende Gewaltbereitschaft waren spürbar, vor allem für uns, die wir an vorderster Front standen.

Zugegebenermaßen hatte ich anfangs Probleme, die politische Entwicklung zu verstehen und die Geschehnisse einzuordnen. Ich war naiv, politisch «unschuldig», kam ich doch aus der heilen Welt eines Dorfes, wo dem Bürgermeister, dem Pastor und dem Polizisten stets Respekt entgegengebracht worden war. Sitte und Anstand waren die Koordinaten meines Handelns, ich hielt

gewisse Regeln ein, Aufbegehren und Opposition waren für mich Fremdwörter.

Anfangs hegte ich begrenzte Sympathien für diese frechen, rebellischen Studenten, weil sie den autoritären Staat auf die Schippe nahmen – mit friedlichen, manchmal spaßigen Mitteln. Überall waren noch Alt-Nazis in Amt und Würden, das empfand ich als empörend. Darüber hinaus hatte ich Probleme mit der autoritären Struktur bei der Bereitschaftspolizei, der militärische Drill war nicht meine Welt.

Polizeilichen Drill und Schikane bekam vor allem mein damals bester Freund Ferdie zu spüren. Er stammte ursprünglich aus Husum, war ein abgebrochener Gymnasiast und hatte den direkten Weg von der Schule in die Lehreinheit gesucht. Wir fuhren gemeinsam nach Sylt in den Urlaub, wohnten in derselben Straße in einem Ort in Schleswig-Holstein, waren beide verheiratet und hatten gleichaltrige Töchter.

Später ließ sich Ferdie scheiden, zog in eine Wohngemeinschaft, die damals Kommune genannt wurde, in der Rappstraße im Hamburger Grindelviertel, anschließend in eine andere Kommune in Hamburg-Eppendorf. Er war nun mit einer Studentin liiert.

Eines Nachmittags fuhren wir im Spätdienst mit einem Funkstreifenwagen durch die Bundesstraße, wo sich das Polizeirevier 31 befand. Ich lenkte den Peterwagen, Ferdie saß auf dem Beifahrersitz. Wir fuhren Streife im Bereich Rotherbaum im Stadtteil Harvestehude, wo sich damals noch das HSV-Stadion befand. Allmählich entwickelten wir ein Gespür dafür, wer im strafrechtlichen Sinne sich verdächtig benahm. Die Autos solcher Personen, zumeist uralte Klapperkisten oder aufgemotzte Nobelkarossen, hielten wir an und überprüften sie. Nebenbei achteten wir natürlich auch auf hübsche Damen, die allein unterwegs waren. Die mussten auch schon mal angehalten und überprüft werden.

«Peter 9/11 für Michel 1, kommen!», schallte es plötzlich aus dem Funkgerät.

Mit 9/11 war unser Peterwagen gemeint. Unsere Hundertschaft bestand aus drei Zügen. Jeder Zug hatte monatlich wechselnd neun Funkstreifenwagen, die die Rufnamen Peter 9/11 bis 13, 9/14 bis 16 und 9/17 bis 19 hatten. Ferdie griff zum Hörer des Funkgerätes und meldete sich: «Hier Peter 9/11, sprechen Sie!»

«Peter 9/11, laufen Sie bitte sofort den Stützpunkt an und melden Sie sich bei Ihrem Wachhabenden!»

«Peter 9/11, verstanden!»

Ich wendete das Auto am Dammtorbahnhof und fuhr zurück in die Bundesstraße, Ecke Sedanstraße, wo in einer alten Holzbaracke das Polizeirevier 31 untergebracht war, unser damaliger Stützpunkt.

«Der Polizeidirektor hat telefonischen Gesprächsbedarf», blaffte der Wachhabende Ferdie an.

Am anderen Ende der Leitung meldete sich Polizeidirektor L., der Ferdie in rüdem Ton fragte: «Wer hat vorhin bei Ihnen auf dem Beifahrersitz gegessen? Eine Frau?»

«Nein», gab Ferdie zurück, das sei er selbst gewesen. «Waldeemar Paulsen hat den Wagen gefahren.»

Ferdie wurde anschließend zum Rapport bestellt. Ihm wurde befohlen, sich seine langen Haare kürzen zu lassen.

Ferdie trug die Haare im gepflegten Zustand knapp schulterlang. Er ignorierte den Befehl, die Haare blieben dran. Das reichte aus, um ihn in den Innendienst zu versetzen. Während der Schichten durfte Ferdie lediglich die Torpostenwache an der Kaserne übernehmen, er hatte wohl einiges an Schikane zu ertragen. Toleranz war zu dieser Zeit im Polizeidienst ein Fremdwort.

Eines Morgens, kurz vor Weihnachten 1971 – wir waren im selben Zug der Polizei-Übergangsabteilung –, wurde ich zu meinem Zugführer gerufen. Mit einer Pfeife im Mund teilte er mir

mit, dass Ferdie sich in der vergangenen Nacht in seiner Wohnung im Beisein seiner Freundin, der 21-jährigen Studentin Eva, erschossen hatte.

«Ich sage es Ihnen, weil mir bekannt ist, dass Sie beide befreundet waren», fügte er hinzu und paffte.

Ferdie soll einen Schluck Wasser getrunken und im Mund behalten, dann den Pistolenlauf seiner Dienstpistole in den Mund gesteckt und mit einem Schuss seinem Leben ein Ende bereitet haben. Er war sofort tot. Ich war am Boden zerstört, mein bester Freund war tot, gerade mal fünfundzwanzig Jahre jung. Ich war traurig und wütend, dass er auf diese Weise aus dem Leben gedrängt worden war.

Das Eintreten der APO für eine Liberalisierung des Alltags und für größtmögliche individuelle Freiheiten bewunderte ich, auch wenn ich das abgehobene, elitäre Auftreten der APO-Führer und ihre verquaste Sprache nicht mochte. Doch meine Einstellung wandelte sich grundlegend, als Gewalt ins Spiel kam.

Die Hamburger Universität im Stadtteil Rotherbaum war zu einem Zentrum der Studentenunruhen geworden. Wir wurden uniformiert in geschlossenen Einheiten eingesetzt, manchmal auch in Zivil. An einen Einsatz in Zivil erinnere ich mich noch besonders gut. Ich bekam nämlich die Macht des Staates schmerzvoll zu spüren.

Unsere Aufgabe war es, Demonstranten daran zu hindern, den Philosophen-Turm auf dem Campus an der Moorweide in der Nähe des Bahnhofes Dammtor zu stürmen. Dabei erhielt ich zwei kräftige Schläge auf den rechten Arm, irrtümlich, von einem uniformierten Kollegen. «Was soll das!», schrie ich, doch das ging im allgemeinen Tumult unter. Anschließend dachte ich, mein Arm würde für immer bewegungsunfähig bleiben.

Ich war schockiert, denn ich hatte überhaupt nichts gemacht.

Ich war lediglich als Beobachter dabei gewesen, der die Rädelführer des Protestes ausmachen sollte. Der uniformierte Kollege, den ich nicht erkannt hatte, schlug wahllos in die Menge. Kurzfristig kam mir der Gedanke: «Was machst du hier eigentlich?» Ich dachte daran, aufzugeben, verwarf den Gedanken jedoch, weil ich mindestens zwei Jahre durchhalten musste, um nicht mehr zum Wehrdienst eingezogen werden zu können. Tatsächlich wurde ich 1968 als festangestellter Polizist übernommen.